



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Hoffmann, Reinhold: Heimatklänge von der böhmisch- bayrisch-  
sächsischen Grenze : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Fassen wir noch einmal kurz zusammen, auf welchem Wege die Gesetzgebung im Sinne einer vernünftigen Apothekenreform weitergehn muß, so ist es folgendes: Freigebung aller belanglosen Mittel und sämtlicher Spezialitäten. Die starkwirkenden Arzneimittel und Geheimmittel werden nach aufzustellenden Listen den Apotheken vorbehalten; ebenso wird die offizielle Apotheke Verkaufsstätte für Gifte, Heilsera, gewisse notwendige Apparate zur Krankenpflege, Eis usw. Endlich Verwendung der Apotheken als Melde- und Verwaltungsstellen im medizinapolizeilichen Betrieb. Daneben Genehmigung des Übergangs von Apotheken in Kassenbesitz und Kommunalbesitz.



## Heimatflänge

von der böhmisch-bayrisch-sächsischen Grenze

Von Reinhold Hofmann

(Schluß)



n den einst in der Gegend betriebnen oder versuchten Bergbau erinnern noch heute zahlreiche Flur- und Ortsbezeichnungen: der Schacht (Schäch), ein zum vormaligen Rittergute Schmuth gehörender großer Wald; die Zech, ein paar Häuser in Bayern unmittelbar an der Grenze; der Kaiserhammer, ein schon im zwölften Jahrhundert genanntes, von Kaiser Friedrich Barbarossa 1153 begnadetes, mit einer Waffenschmiede verbundnes vormaliges Hammerwerk; man findet in diesem kleinen böhmischen Orte noch umfangreiche Halben und Schlacken (Eisenerz). In dem benachbarten bayrischen Regnitzlosau gab es im achtzehnten Jahrhundert eine Maunsiederei, in Triebel grub man Eisenstein. Noch ist in meiner Heimat die Walensage lebendig: Benediger Männlein sollen einst nach Erz und Zinn gegraben haben, zwei Bäche in der Nähe führen den Namen Zimmbach.

Verschiedne von den alten Flur- und Waldnamen meines Heimatortes und der sächsischen und böhmischen Nachbarschaft drohen aus dem Gedächtnis des heutigen Geschlechts zu verschwinden: Ragenböhl (Ragenbü-el), Ragenchwanz, Armetei, Menschenbein, Hühnergagen, die Schanz, der kalte Frosch, der Bremsengrund, die alte S-emet, der Lohsteich u. v. a. Über manche von ihnen — den Irrwald, Spaltenschädel, Pumpenstock — haben sich im Volke Sagen erhalten, in denen von dem Doppelmord feindlicher Brüder, von unheimlich tiefen Mooren, von versunkenen flüchtigen Kriegsknechten und andern graufigen Dingen die Rede ist. Von Kriegsdrangsalen, Seuchen und Hungersnot aus der Zeit der Hussiten-greuel und des Dreißigjährigen Krieges, besonders damals, als der General Solke das obere Vogtland peinigete, ist noch eine dunkle Kunde geblieben bis auf den heutigen Tag, so soll in den Tagen einer schweren Teuerung das Heßchenholz um einen Laib Brot verkauft worden sein. Von den Freveltaten, die französische Soldaten in der napoleonischen Zeit verübt haben, ist manche

Erinnerung lebendig geblieben, so fanden mit ihrem Vieh geflohene Bauern aus Großzöbern gastliche Aufnahme in dem Hexenhanse\*) und andern Gehöften unsrer hochgelegnen Gegend. Kürzlich hat man beim Anpflanzen von Waldbäumen einen Steigbügel und eine ganze Anzahl von ziemlich kleinen Hufeisen ausgegraben, die der Franzosenzeit angehören sollen. Auch einige uralte verwitterte Steinkreuze (bei Rossbach, im Kaiserhammer, in Poffeck, das „hohe Kreuz“ bei Lauterbach an der Ölsnik-Mischer Straße) regen die Phantasie des Volkes lebhaft an.

Der Reichtum an alten Volksfagen ist nicht eben groß. Meine 1801 geborne und im Alter von mehr als achtzig Jahren gestorbne Großmutter hat noch vom wilden Jäger, vom „Wütenheer“ erzählen hören, dessen wilde Hexen man aus den Lüften über dem am Walde liegenden Bauerngut meines Veters genommen habe. Die Holzweible oder Holzfräule, die sich wie das graue Männle zuweilen im Walde sehen lassen, retten sich vor dem wilden Jäger, indem sie zu Bäumen oder Stöcken (Baumstümpfen) eilen, in die vom Holzfäller drei Kreuze beim Umschlagen während des Fallens eingehauen worden waren. Wenn der Erdschmied (ein Holzkäfer) in den Balken des Hauses hell „schmiedet“ oder hämmert, ist das glücklichbedeutend, wenn „es aber duf' (dumps) gi-et“ (geht), so stirbt jemand. Öfter wird gesprochen vom „grauen Männle“ und vom Schrackegerle,\*\*) einem neckischen Hausgeist oder Kobold: wenn ein Mädchen frühmorgens nach dem Aufstehn recht wirres Haar trägt, so heißt es wohl noch heute: „'s Schrackegerle is 'neig'fohrn.“

Das Besenbrennen in der Walpurgisnacht ist besonders im böhmischen Vogtlande heute noch üblich; drei Kreuze an Stalltür und Butterfaß bannen den Hexenzauber; das Hexenaustreiben durch Knallen mit der Peitsche ist auch bei uns noch im Schwange, ebenso das Schießen mit altmodischen „Schlüsselbüchsen“ und Pistolen am Ofterheiligabend und am Morgen des ersten Oftertages. In meinen Knabenjahren habe ich mit Gruseln und Haarsträuben von der Klög- oder Winkelmutter erzählen hören, einem runden Kopf mit glühenden Augen, der unter greulichen Tönen Wiesenabhänge hinabrolle. Auch im bayrischen Vogtland kennt man die „Wihlklog“: sie sieht wie ein Wickel Berg aus und wälzt sich auf der Gasse hin. (Ludwig Zapf in Münchberg: „Unser Vogtland“ III, S. 445.) Ein andres Nachtgespenst ist die Drud: das „Drubdrücken“ (Apdrücken) im Schlasfe ist gefürchtet. Vor wichtigeren Ereignissen sieht man in der Nacht „kleine Hühnle“ laufen. Viele glauben an Irrlichter; mir selbst sind einstmal solche auf einer feuchten Wiefenniederung meines Heimatdorfes hin und her flackernde Flämmchen gezeigt worden. (Über die Irrlichter, eine

\*) Das Hexenhanse (nach der Hexsch, d. i. der diebischen Elster benannt) liegt in einem Grunde zwischen Papfleithen und Ebmath und gehört zu diesem.

\*\*) Im bayrischen Vogtland das „Schrezela“ genannt, das besonders im Stalle sein Wesen treibt: „Unser Vogtland“ III (1897), S. 445. Im Erzgebirge heißt es „Schrackagerl“ oder „Jübel“ (das „Gütel“): E. Rogg in der „Sächsischen Volkstunde“, herausgegeben von R. Wuttke, zweite Auflage, Dresden 1901, S. 326. Vergl. „'s Schrägla“, Gedicht in vogtländischer Mundart von Ch. H. Meyer in der von Heinr. Spindler herausgegebenen Monatschrift: „Unsre Heimat“ (Zwickau), Bd. II, S. 190.

noch immer nicht genügend aufgeklärte Erscheinung, vgl. Gartenlaube 1900, Nr. 24, S. 403f.)

Noch immer sind ältere Leute von der heilenden Kraft des Oster- und des Karfreitagwassers überzeugt, das man vor Sonnenaufgang in tiefem Schweigen geholt haben muß. Am ersten Osterfeiertag macht die Sonne, wenn sie über den Horizont emportaucht, drei Sprünge. Gäng und gäbe ist immer noch bei den Bauern die Zeitrechnung nach Heiligentagen: Lichtmeß, „Barthelme,“ Johannisstag („Khannebstog“), Sakobi.

Die urwüchsige Derbheit in Wesen und Sprache gilt seit alter Zeit als ein unterscheidendes Merkmal des Vogtländers. Das Sprichwort: „Vogtländische Köpfe, grobe Dchsen“ war, wie Luther an den Pfarrer zu Werdau, Johann Niemann, 1543 schreibt (Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken, herausgegeben von de Wette, V, 579), in aller Munde. Ein andermal — in einem Briefe an Spalatin (Goldammer, Die Einführung der Reformation im Vogtlande in den Beiträgen zur Sächsischen Kirchengeschichte, achtzehntes Heft [1904], S. 43) — spricht er von dem „ungefchlachten Volk im Vogtlande.“ So wenig erfreulich diese Charakteristik der Vogtländer ist, so ist sie doch immer noch günstiger als das Urteil, das man in jener Zeit über das Mischvolk der Obersachsen fällt: „Ein Meißner, ein Gleisner.“ Der im Meißner Lande übliche Ausdruck „vogtländern“ bedeutet etwa: kurz, bündig und grob reden, wie die vorwiegend fränkischen Bewohner des Vogtlands. (Nach D. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Erste Auflage. Leipzig 1900, S. 76. Die Wendung: „Hier wird nicht gevogtländert“ bedeutet freilich etwas anders, etwa soviel als: Hier werden keine Umstände gemacht, es wird gleich zugeschlagen. Noch schwieriger zu deuten ist die Redensart: „pirnsch machen.“)

„Die Armut, wo sie von einer kargen Natur aufgedrungen wird, so heißt es bei W. H. Riehl, erhält bis zu einem gewissen Grade das Volk hart und kraftvoll; die Armut der Zivilisation macht das Geschlecht siech und elend. Der Westermälder, ob er gleich wenig Fleisch isst, ist doch ein starker Mann. . . . Die Wucht einer Westermälder Faust, wenn sie Schläge austeilt, hat historischen Ruf.“ Die vogtländische Grobheit hat, wie die westermäldische, ihre innere Berechtigung, „denn sie ist eine höchst natürliche Grobheit,“ und woher sollte auch einem unter rauhem Himmelsstriche in harter Arbeit ringenden kartoffeleßenden Geschlechte die Feinheit kommen? Was Riehl (Land und Leute. Stuttgart, Cotta, 1861, S. 324) von den Westermäldern sagt, gilt auch für die Vogtländer, zumal für die in den obern Strichen. Freilich hat sich die Bewohnererschaft der Dörfer meiner obervogtländischen Heimat in den letzten Jahrzehnten, seitdem diese im Zeitalter des Dampfes und der sich immer mehr entwickelnden Industrie aus ihrem weltentrückten Stillleben dem Strome der großen Welt näher gerückt ist, nicht unwesentlich verändert. Verschiedne Familien, deren Vorfahren seit Jahrhunderten auf der alten Scholle geseßen haben, sind dem leichtern Verdienst in die vogtländischen Fabrikstädte nachgezogen, hie und da sind fremde Geschlechter zugewandert. Die alteingesessenen Familien werden noch immer oft mit ihren Spitznamen gerufen, deren Ursprung vielfach gar nicht mehr zu ermitteln ist, längere Familiennamen werden zu bequemern Gebrauche gekürzt: der

Hoppersch Gottlieb und der Hoppersch Johann, zwei herzerquickende Originale mit noch unverfälschter Mundart, hießen eigentlich Hopperdiezel, aber so wurden sie nur von dem Pfarrer und dem Lehrer genannt. Die Wettengel heißen allgemein Schaller; zwei Linien Wilfert werden seit Menschengedenken Haumer gerufen — der Haumersch Beck und der Haumersch Johann; denselben Namen Haumer führt aber seit alten Zeiten auch die Familie meines Nachbarn, der „Görngshaumer,“ die sich amtlich des auch „drum b'r uns“ nicht ungewöhnlichen Namens Müller erfreut und mit den Wilfert keinerlei Verwandtschaft nachweisen kann. Der Hans Adels Edward und der Hans Adels Andres schreiben sich Wunderlich. Weit und breit bekannt waren der Schneiderch Lu-i, der Fuchsen Schu-ester und der Hansens Seff, der eigentlich Joseph Wolbert hieß. Die Handwerker ohne Konkurrenz im Orte werden als der Wönger, der Schmi, der Beck, der Büttner bezeichnet.

Die alten Taufnamen, besonders die einst beliebten Doppelnamen, sind von den neumodischen in den Hintergrund gedrängt worden; Gottlieb, Gottlob, Traugott, Leberecht, auch Johann, Christian, Christoph, August gelten nicht mehr für zeitgemäß. Nur in den von der „Kultur“ weiter abliegenden bairischen Grenz-dörfern und im böhmischen Vogtlande trifft man noch da und dort eine Kettel oder Margret, eine Bärbel, Christel, Eve, einen Hannickel, Hannadel oder Hansadel (Johann Adam), Hansmichel, Hansgörg. Noch heute heißt, soviel ich weiß, ein Truppenteil, der im Egerlande seinen Aushebungsbezirk hat, allgemein das Hansadelregiment. Die Adorfer werden im ganzen obern Vogtlande nach dem einstmals häufigen Vornamen Gottlob als „die Lobel“ bezeichnet. Der veraltete Rufname Hansmichel wird verächtlich etwa gleichbedeutend mit Hanswurst gebraucht. Betagte Inhaberinnen der Vornamen Kunnel (Kunigunde) und Kättel (Katharina) habe ich noch gekannt. Hier und da findet man noch die Vornamen der Kinder des Hauses in farbigen Buchstaben eingerahmt als Wandschmuck.

Die Mundart meines Heimatorts und der ihm benachbarten Dörfer an der böhmischen und bairischen Grenze unterscheidet sich nicht unwesentlich von der des mittlern und des untern, viel stärker vom Obersächsischen beeinflussten — „versächselten“ — Vogtlands. Sie enthält eine große Anzahl von Wörtern, Wortformen und Wendungen, die in der Schriftsprache längst erloschen und auch in dem tiefer liegenden Vogtlande selten geworden sind. Ein genaueres Studium der Volkssprache meiner Heimat würde eine unerwartete Ausbeute ergeben. Ich greife aufs Geratewohl einige Worte und Wendungen heraus: der Benschel (Pinsel), das Schäßel oder Schäßele (Holzgefäß), der Odel (Sauche), der Mockel, das Mockele (junges Kalb), der Vorn (die Futterrippe im Stalle unterhalb der Rahn, d. i. der Futterleiter), die Eiden (Egge), das Kannelholz (Gestell zur Aufbewahrung des Röhengeräts), die Olme (Brotschrank), die Docken (Puppe), die Tappen (Filzschuhe), die Hädkrezen\*) (Handkorb), das Lummelmesser (ganz billiges Messer mit Holzgriff und einer Klinge), die Sprengstüz (Gießkanne), das Krummbä (Schlachtfest), der Schüpfspeck (Wellfleisch), die Schüpfuppen (Wurstsuppe), der Hofm (Ofentopf), der Manden (Mond), nänig (noch nicht); die Kusen

\*) Durch das Zeichen ~ über einem Vokal soll der Nasenlaut angedeutet werden.

(Fichten- und Tannenzapfen), rauhwüzig (rauh), wulchern (zwischen den Fingern reiben), mög! (wenn auch, das schadet nichts!), zewanner (miteinander), Blumen „zupfen“, Kirichen „pflocken“, Schnee schön (durch den Schnee Bahn machen), die Dreßfuttu, der Dreßpichel (Schmutzlache, Schmutzleck); die Nucht (aquaeductus), der Klänetgärten (Blumen- und Gemüsegarten), der Krä (Meerrettich), der Trollbart (das Kinn), der Schnaupfen (Schnupfen), der Bäschütz (geröstete Brotschnitte), das Härle und das Fräle (Großvater und Großmutter, wohl nur im Bayrischen noch üblich), das Enigle (Enkel), die Zwüle (Zwillinge), die Greisletsbeer (Preiselbeeren), die Krüchele (Pflaumen), die Brämebeer (Brombeeren), die Lungfinne (Bupillen des Auges); ferten (voriges Jahr: nur im Bayrischen), weil (während, als: Konjunktion der Zeit), 's Stük ze ren Pfeng (das Stück zu einem Pfennig), das Mehl schmeckt mich (dummpig), die Butter ist stolz (läßt sich schlecht schmieren), er is härlich (verwöhnt im Essen); iße ruh sei! (jetzt reizt mich aber nicht weiter!), schick dich! (beeile dich!), dörmlich (schwindlig), wie nöch denn? (warum denn?), rasen (rennen), dalen (spielen), verlaunge (verleugnen), legenweis (nach und nach), es krizelt (kizelt), mich freißt (friert), er verleißt (verliert), es greißt (hagelt), der Kaffee grellt (schmeckt bitter), kafen (hinken), helsen (auf dem Eise mit den Füßen dahintrutschen), gutzen (Weiterbildung von gucken: im Böhmischen heißt ein kleines Guckfenster ein Gugerl), das Staffele (Absatz einer „Stiege“), die Kunnele (Feldkümmele?), ökuln (etwas verderben), der Schneider geht auf die Stör (zur Wochenarbeit in die Häuser), „der“ Drossel (die Gurgel), der Kragen dröffelt (würgt) usw. Vom Schriftdeutschen verschiednes Geschlecht haben der Öl, der Lüft, der Gift, der Laü, das Ört.

Die Mundart einer Landschaft hängt aufs engste mit der Besiedlung zusammen. Der mächtigste Strom von Kolonisten drang von Südwesten her durch das obere Maingebiet über den niedrigen Gebirgsfattel zwischen Fichtelgebirge und Frankenwald in meine Heimat herein aus der Bayreuther, Bamberger, Erlanger und Fürth-Nürnberger Gegend: es waren Oberfranken, Ostfranken. (Emil Gerbet, Die Mundart des Vogtlandes, S. 22. Im Gegensatz zu Gerbet nimmt Max Schmidt, Zur Geschichte der Besiedlung des sächsischen Vogtlandes, S. 44, hauptsächlich bayrische Besiedlung des obern Vogtlands an.) Vielleicht geschah dies seit dem dreizehnten Jahrhundert, wo sich das alte fränkische Geschlecht der Ritter von Streitberg, deren Stammburg zwischen Erlangen und Bayreuth lag, an der bayrisch-sächsischen Grenze ansiedelte und fränkische Kolonisten hierherzog. Im Jahre 1296 besaß ein Berthold von Streitberg unter andern die Rittergüter Gattendorf, Sachsgrün und Ebmath. Hans Wilhelm von Streitberg starb 1690 als der Letzte seines Stammes und wurde in der Kirche zu Sachsgrün mit umgekehrtem Helm und Wappenschild begraben. Die Zusammengehörigkeit des walddreichen schriftsfähigen Ritterguts Ebmath mit dem anderthalb Stunden westlich an der bayrischen Grenze liegenden Rittergute Sachsgrün, das seit 1723 den Freiherren von Brandenstein gehört, ist erst vor einigen Jahren dadurch gelöst worden, daß es vom sächsischen Staate angekauft worden ist. Die vielen Ortsnamen auf -reuth, -brunn, -grün, -loh, die Orts- und Flurnamen auf -pöhl, -hübel weisen auf fränkische (und bayrische?) Einwanderung hin, während die viel weiter nördlich, zum Beispiel in der Zwickauer Gegend,

häufigen Ortsnamen auf -born, -roda, -dorf, -walde, -hain (-hagen) thüringischen Ursprungs sind.

Unverkennbare Kennzeichen der oberfränkischen Mundart meiner Heimat, die Gerbet als eine Übergangsmundart vom Ostfränkisch-Oberpfälzischen zum Ober-sächsischen bezeichnet, sind die Verkleinerungssilben auf -l, -el, -le (Bübel, Büble, Mädle: in den bayrischen Grenzorten Bübla, Mädla), während dafür das Mitteldeutsche -chen und das Niederdeutsche -l, -ken, -ke hat. Mehr auf das Oberdeutsche weisen ferner verschiedene Erscheinungen der Lautverschiebung hin, zum Beispiel die Lautverbindung pf: der „Pferreiter,“ der Epfel (Apfel), die Schupf [en], das Dipfle (Töpfchen), der Schnörpfel (Schnauze einer Kanne); auch zimpferlich, der Stempfel, während das Mitteldeutsche auch hier dem Niederdeutschen näher steht als die oberdeutschen Mundarten: der Appel, der „tappre“ Landsoldat, der Zippel, der Schuppen.

Auch die noch deutlich erkennbare Nasalierung vieler Vokale weist unsere Mundart dem Fränkischen zu: der Mä, Mätig, Döstig, das Küd, die Säsel, nä für Mann, Montag, Donnerstag, Kind, Senje, nein; er hot san Lau, d. i. er fühlt sich wieder nicht wohl. Mehr nach Oberdeutschland weist ferner die Verlängerung der Vokale nicht bloß in offener, sondern auch in geschlossener Silbe. Von Oberachsen nach Oberfranken hinüber nimmt die Zahl der Wörter mit verlängertem Stammvokal zu: das Küd, der Hüü, Mehrzahl: die Hund, der Schoffhämel, der S-esel (diphthongiert, der Esel), der Mist, der Flek, der Spel, das Brät, die Bräter, söt (genung und söt), gschniten, ize kimmt äner g'rüten, die Rim (die Rippen, geht zurück auf mittelhochdeutsch ribe), 'nei d' Städt, der Wirt, der Stu-ek (Stock), der Böch, das Lu-ech, der Kripel, der der Lü-apf (Topf), der Ku-apf (Kopf). Noch weiter freilich als das Oberfränkische und das Mitteldeutsche geht in der Verlängerung ursprünglich kurzer Vokale vor Doppelkonsonanz das Schwäbische, die sogenannte schwäbische Streckung: die Bösch (Post) usw.

Die eben berührte Dehnung so vieler Vokale, die weiter nördlich nicht zu finden ist, läßt außer mehreren andern Kennzeichen auf einen Nebenstrom von Besiedlung neben dem von Südwesten hereindringenden Oberfränkischen schließen, nämlich auf eine Besiedlung durch Oberpfälzer (Nordgauer) von Süden her. Im südlichsten Vogtland, sagt Gerbet a. a. D., S. 27, von Adorf = Markneukirchen bis gegen Eger hin hat sich das Oberpfälzische über die natürlich gegebene Grenze des Elstergebirges, über den Brambacher Paß, den Sattel zwischen Elster- und Erzgebirge und die Elster herein ausgebreitet: „die ursprüngliche Bevölkerung, wohl zum größten Teil aus dem Süden eingewandert, hat trotz jahrhundertelanger politischer Zugehörigkeit zu Sachsen die angestammte nordgauische Mundart bewahrt; die Schmalheit des in Böhmen eingeschobnen Landzwickels ist dem förderlich gewesen. Schönberg, Brambach, Landwüst, Elster mit ihren Umgebungen und in der Hauptsache noch Adorf und Markneukirchen sprechen dieses vogtländische Oberpfälzisch.“

Noch ausgeprägter oberpfälzisch als in den zuletzt genannten Ortschaften zeigt sich die Wsch=Roßbacher Mundart in dem einstmalig reichsunmittelbaren Gebiete der Herrschaft Neuberg, die nach langen Streitigkeiten erst 1770 und

1771 der Krone Böhmen völlig einverleibt wurde. Diese sofort über der Ebmather Kammhöhe drüben beginnende Mundart ist eine Untermundart der egerländischen (über die außerordentlich verwickelten Verhältnisse vgl. Heinrich Gradl, Die Mundarten Westböhmens. München, Chr. Kaiser, 1895, S. 1 ff.), die wieder mit der Nürnberger Mundart entschiedne Verwandtschaft hat. Oberpfälzisch (nordgauisch) sind in der Roßbach-Mscher Mundart alte Dualformen (diaz = ihr, enkre = eure), die sonst überall, das Oberpfälzische und Bayrische ausgenommen, im Hochdeutschen verschwunden sind. Oberpfälzisch ist ferner im Dialekt der Roßbach-Mscher Gegend - ou für altes uo: „gout“ gut, „houch“ hoch; e-i für i: dös is mir leib (lieb); das „Moidle“ das Mädchen; Wegfall des ch: streck di(ch)! Die Gottmannsgrüner sprechen wie die Roßbacher, aber die Bewohner des politisch zum böhmischen Gottmannsgrün gehörenden Ortsteils Kaiserhammer haben in der Hauptsache den fränkisch-bayrischen Dialekt, weil noch heute die Kinder nach dem bayrischen Frey in die Schule und in das bayrische Regnitz-Isau in die Kirche gehn, hier werden sie auch „eingesegnet.“ Große Ähnlichkeit in Tonfall und Wortschatz mit der Msch-Roßbacher Mundart soll, wie mir befreundete Roßbacher Herren versichert haben, die Sprache der Gottscheerer in dem österreichischen Kronlande Krain haben. Die Herkunft der Gottscheerer, die ihr Deutschtum mitten in einer fremdsprachigen Umgebung seit Jahrhunderten mit Zähigkeit bewahrt haben, ist bisher nicht mit genügender Sicherheit festzustellen. Ihre Sprache hat im allgemeinen den Charakter der bayrisch-österreichischen Oberlechnmundart.

Der Ebmather Dialekt zeigt mancherlei oberpfälzische Einflüsse: „mir stenge“, „genge“ für wir stehn, gehn (ostfränkisch: stenne, genne); do hôt er gldgd: ostfränkisch: gsdgd; oberpfälzisch ist die Kulln, Sulln, die Stumm für die Kohlen, Sohlen, die Stube. Aber im großen und ganzen ist die Mundart meines Heimatortes ostfränkisch, auch im Wortschatz: die vogtländischen Klöße, die „Griegeniffen“, heißen „Dli-es“, nicht oberpfälzisch Gnedl (Knödel) (im benachbarten Böhmischen werden sie Lu-afgmi-edle genannt). Das oberpfälzische Grabfm (Krapfen) kennen wir nicht, ebensowenig die Söch (Säge), dafür ostfränkisch die Söch. In Ebmath und allen sächsischen, böhmischen und bayrischen Orten ringsum wird das Zungen-r gesprochen, nur die Dörfer Triebel, Lauterbach und Hermsgrün bilden in dieser Hinsicht eine Art Sprachinsel, hier herrscht das jüngere Gaumen-r.

Wie unser „Schwammebach“ sein Wasser in die Regnitz führt, so haben auch sonst seit den ältesten Zeiten die innigsten Beziehungen bestanden zwischen meiner Heimat und dem jetzt bayrischen Regnitzlande. Die ganze Gegend hat im Mittelalter zum Bistum Bamberg gehört, wenn auch nicht unbestritten. Unsere Pfarrkirche Eichigt war eine der vogtländischen „Streitpfarren“ im Osnitzer Sprengel längs der bayrischen Grenze, streitig zwischen den Bischöfen von Bamberg und Naumburg. Die übrigen waren Mißlareuth, Zöbern, Krebs, Wiedersberg und Sachsgrün. Das Patronatrecht über einige dieser Streitpfarren (Sachsgrün und Wiedersberg) ist erst 1845 von der Krone Bayern an Sachsen abgetreten worden. Der Name des anderthalb Stunden nordwestlich von Ebmath liegenden Dorfes Bobenneufkirchen (Baben-Neufkirchen) weist auf Bamberg hin.

Die Mundart der Schmather, Pabstleithner, Tiefenbrunner, Pösscker, Gassenreuther usw. hat mancherlei Gemeinsames mit der der bayrischen Grenzbewohner, doch ist der Tonfall etwas anders, auch sprechen die Bayern langsamer. Die lange staatliche Verbindung mit dem Norden und die Änderung der Verkehrswege und der Arbeitsgelegenheit hat freilich diesen Zusammenhang stark gelockert; schon seit einigen Jahrzehnten zieht sich der Zug der Bevölkerung mehr nach Olmitz und Plauen hin, und dadurch werden auch Volksart und Sprache beeinflusst. Doch immer noch haben die bayrischen und sächsischen Grenznachbarn mancherlei gemeinsame Interessen: noch heute liefern zahlreiche bayrische Weber wie früher ihre Ware an sächsische Weberfaktore ab, und die Bewohner der sächsischen Grenzdörfer trinken mit Vorliebe Hoser und Rehauer Biere; erst neuerdings findet daneben das Olmitzer Bier mehr und mehr Eingang, und diese Tatsache wird zumal von den älteren Leuten und den aus dem „Kaiserlichen“ herüberkommenden Gästen aufrichtig bedauert.

An der Zerfegung und der Untergrabung der alten Mundart und des alten Brauches arbeiten zahlreiche Maulwürfe: nicht zum wenigsten die heimgekehrten Soldaten, aus der Stadt zurückgekehrte Dienstmädchen und Fabrikarbeiter, Sommerfrischler, aus der Stadt hergezogene Gastwirte, die statt der „Arichtn“ ein Bivett oder Bivê austun und sich über den Einheimischen bergemoch erhaben dünken, wenn er „a Mächterle“ Schnaps und „en Biering Wu-ersch“ bestellt. Von den Bauern werden die immer zahlreicher werdenden „Fabriker“ verächtlich als „Fabrikleith“ bezeichnet in dem richtigen Gefühl, daß mit ihnen etwas Feindseliges in ihren ländlichen Frieden gekommen sei. Ein schlimmer Feind der von den Vätern ererbten Sprache war früher die Schule, von der die Mundart törichterweise als ein verdorbnes Hochdeutsch in Acht und Bann getan und gelegentlich wohl mit Hohn und Zorn bekämpft wurde. Noch jahrelang bleiben die Kleinen im Banne der lieben Mundart, die in Wahrheit ihre „Muttersprache“ war, wie jenes kleine vogtländische Mädchen bezeugt, das die Mutter des zwölfjährigen Jesus im Tempel sagen ließ: „Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Dein Vater und ich hatten dich mit Schmerzen gesucht gehalten!“

Ein gefährlicher Gegner erwächst der Mundart auch in der Eitelkeit und in dem leidigen Zug unsers Volkscharakters, der alles Fremde für „feiner“ und besser hält als das Heimische. Einer Ortsgenossin, die — es war vor vielen Jahren — einige Monate in Leipzig bei Verwandten zugebracht hatte und dann sehr „gebildet“ wieder zu den heimischen Penaten zurückgekehrt war, wurde von den in der Rauheit der Urväter beharrenden Jugendgespielen der Ausdruck nachgesagt: „Ich hab mir die Leipziger Sprache angewöhnt und — ka se nimmer lösn.“ Schon beginnen sich auch ältere Leute ihres heimischen Dialekts zu schämen und geben sich die traurige Mühe, im Verkehr mit Städtern Worte und Wendungen aus der Schriftsprache in ihre Rede einzumischen. Aber noch immer hat der vom großen Verkehrsleben abliegende und von der Wissenschaft noch unerforschte Winkel an der böhmisch-bayrisch-sächsischen Grenze in Sprache, Volksart und Sitte das Alte treuer und reiner bewahrt als so manche andre Gegend unsers deutschen Vaterlandes. Wenn die von meinen Heimatgenossen

seit einem Menschenalter vergeblich ersehnte Eisenbahn endlich die in ihrer Bevölkerungszahl meist zurückgegangnen sächsischen, bayrischen und böhmischen Grenzorte verbinden wird, so wird sich das seit Jahren daniederliegende Erwerbsleben heben, aber ein Opfer wird der von Herzen zu erhoffende Aufschwung fordern: das aus der Väter Tagen Überlieferte wird noch weiter verdrängt werden und verkümmern, und das echte Volkstum, das im Kampf mit so starken Gegnern schon schwere Wunden erlitten hat, wird in absehbarer Zeit auch aus den waldumrauschten Höhen meiner lieben Heimat verschwunden sein.



## Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)

### Ausflug nach Dänemark



Die schlimmen Erfahrungen konnten mich in meinem Vorsatze, Dänemark zu bereisen und Kopenhagen zu besuchen, nicht irre machen. Ich aß also in aller Gemütsruhe mein Abendbrot, ließ mir um zehn Uhr, als die Kunden ihr Nachtlager aussuchten, meine „Finne volldeisten“ (Flasche füllen) und verabschiedete mich zum allgemeinen Erstaunen mit den Worten: Kinder, in Dänemark sehen wir uns wieder. Schon bei dem ersten Besuch an der Grenze hatte ich mir die Lokalitäten genau gemerkt und namentlich ein scharfes Auge auf die Nebenwege gehabt, das sollte mir jetzt zugute kommen. Ich wanderte also ohne Berliner und Stenz in einer kühlen Aprilnacht bei schwachem Mondlicht vorwärts, gerade auf Dänemark los, überschritt die Grenze, ohne mit der Grenzwache in Berührung zu kommen, und zog durch Wälder und einsame Dörfer weiter, bis ich am Morgen gegen neun Uhr Kolding, die erste dänische Stadt, erreichte. In Kolding stieß ich in aller Eile die Krauterer, wobei mir meine dänischen Sprachkenntnisse sehr zustatten kamen. Sie steckten alle recht gut, sodaß ich aus der kleinen Stadt wohl vier Kronen mitnahm. Auch das deutsche Geld, das ich noch bei mir hatte, ließ ich hier in dänische Münze umwechseln. Außerhalb der Stadt lag ein Wirtshaus, dort kehrte ich, müde und hungrig wie ich war, ein, aß ordentlich zu Mittag und erwärmte mich mit sechs Kaffeepunsch. Dann aber begann eine böse Zeit; ich irrte fünf bis sechs Tage umher, vermied nach Möglichkeit die Nähe menschlicher Behausungen, übernachtete im Freien oder legte mich, wenn die Sonne warm schien, hinter irgendeine Hecke, um zu schlafen. Endlich traf ich einen fechtenden Kunden, den ich eine Weile beobachtete, und der sich, als ich ihn ansprach, als Deutscher zu erkennen gab. Er riet mir, nach Möglichkeit die Städte zu vermeiden und in den Dörfern zu übernachten, da dort nicht nach den Papieren gefragt würde.

Eine Eigentümlichkeit der dänischen wie auch der jütischen Landschaft sind die an der Straße liegenden Dorfwirtshäuser, die vor dem Eingang einen großen Schuppen haben, wo die Pferde mit den Wagen untergestellt werden. Auf meiner Reise durch Dänemark bis Kopenhagen sparte ich mir siebenzig Kronen, eine ganz ansehnliche Barschaft, deren sichere Aufbewahrung mir einige Sorge machte. Ein Landsmann, den ich unterwegs traf, riet mir, alles Geld über den Betrag von zehn Kronen zu „verkapuren“ (verstecken), da es in Dänemark Brauch sei, den Kunden ohne Aufenthaltbuch, die verschüttgehn, das Geld abzunehmen. Ich nahm